

Nr. 158. Bromberg, den 28. Juli 1928.

Sohr der Knecht

ROMAN v. ARNO FRANZ

(8. Fortsetzung.

Im Zimmer der Herrin, das Sohr heute zum ersten Male betrat, saßen Frau Kaden und ihr Schwager an einem weißgedeckten Tisch. Sie sahen dem Eintretenden mit offensichtlichem Interesse entgegen. Der Großsteinauer hatte sich im Stuhl zurückgelehnt, die Arme über die Brust verschränkt und die langen Storchbeine von sich gestreckt.

Er machte ein todernstes Gesicht, aber die zwinkernden, grauen Augen straften den Ernst dieses Gesichtes Lügen. Auch Frau Kaden sah heute anders aus als sonst.

„Ich entbiete Sie," begann sie, „vor Ihrer Herrin sauersüßes Angesicht."

„Ich finde es heute nicht sauersüß, gnädige Frau."

„Aber sonst?"

„Manchmal!"

„Sie sind von einer beneidenswerten Offenheit," sagte Frau Kaden, kam auf ihn zu und gab ihm die Hand.

Sohr beugte sich nieder und küßte die Hand.

Das kam Frau Kaden derart unerwartet, daß sie verlegen errötete und hilflos zu ihrem Schwager hinübersah. Sie wußte nicht, wie sie sich diesem Neuen und Unerwarteten gegenüber verhalten sollte.

Der lange Kaden nickte ihr vergnügt zu. „Er kann scheint's mehr, wie Hofmeister verprügeln," sagte er. Und da ihm die Verlegenheit der Schwägerin ein spitzbübisches Vergnügen bereitete, tat er zu allem Überfluß auch noch die Frage: „Findest du nicht auch, Carla, daß er ein ganz manierlicher und umgänglicher Mensch ist?"

Und Sohr, der die Absicht des Großsteinauers erriet, schlug in dieselbe Kerbe, indem er frug: „Gnädige Frau haben das wohl bezweifelt?"

Zu dumm, daß sie auf diese Fragen keine Antwort fand. Das war zum Heulen. Sie kam sich tatsächlich vor wie die verhagelte Petersilie ihres Schwagers.

Da rettete Claus, der der Begrüßung zwischen Mutter und Freund ein andächtiges Staunen schenkte, die Situation. „Küsse Mutti nochmal die Hand, Sohr. — Du kannst so einen feinen Diener machen."

Vier Hände griffen da plötzlich nach dem kleinen Mann und zwei Köpfe kamen in gefährliche Berührung.

„Carla", polterte Kaden, den heute der Teufel zu reiten schien, unter Lachen heraus, „nun sag' schon: Näher mein Gott zu dir! Du mochtest den Sohr ja immer gut leiden."

„Du bist ein greulicher Mensch und ein abscheulicher."

„Nicht wahr! Das sagt mir Aemely jeden Tag zweimal."

„Und glaub' mir, sie hat recht."

„Wenn zwei es bemeineiden, muß es wahr sein."

„Kommen Sie, Herr Sohr, trinken Sie eine Tasse Tee mit uns" — sie nötigte ihn, Platz zu nehmen — „und haben Sie aufrichtigen Dank für die so vorbildliche Wahrung meiner Interessen."

„Gar nichts zu danken, gnädige Frau. Es war mir Bedürfnis. Ich habe selbst erfahren müssen, was eine unbedachte Handlung auf sich haben kann. Und dann hatte ich meinem Freund Claus gegenüber Verpflichtungen, ebenso war ich Herrn Kaden noch einiges schuldig."

„Schluß, mein Sohn," sagte dieser und hielt ihm die Hand über den Tisch, „wir sind quitt!"

„Restlos zufrieden?"

„Bis jetzt ja — und lassen Sie mich mal wissen, was heute alles auf Finkenschlag geschehen ist."

Da ließ Sohr den Tag Revue passieren und alle sahen, daß es kein schöner gewesen war.

„Du hast da hübsch in den Nesseln gesessen, Carla," sagte Kaden zu seiner Schwägerin, „das hätte eine nette Bescherung geben können."

Eine leise Verstimmung, aus Scham geboren, kroch in Frau Carla empor. Über ihr Gesicht zog ein Schatten. Enttäuscht zu haben, tut weher, wie enttäuscht worden zu sein. Man will nur ungern schuldig werden.

„Es ist ja vorbei", vermittelte Sohr. „Bei Soldatens war schon die Kritik keine besonders erfreuliche Sache. — Schließlich will man doch e i n e m Menschen vertrauen können."

Aus zwei blauen Augen blickte ihm stiller Dank entgegen.

„Und was ist mit Voigt?" fragte Kaden, „hier hat er doch nichts mehr zu suchen."

„Er hat seinen Posten quittiert."

„Freiwillig?"

„Nicht so ganz! Zuletzt aber sah er doch ein, daß der Staatsanwalt keine angenehme Bekanntschaft ist."

„Und was ist das da?" Er zeigte auf Sohrs verbundenen Kopf.

„Sein letztes Angebinde an mich. Der Kerl wirft nicht übel. Aus zehn Meter Entfernung ist das immerhin eine Leistung."

„Das hätte schlimmer ablaufen können," sagte Frau Kaden. In ihrer Stimme zitterte Erregung und ihre Augen waren voll Teilnahme.

„Ein Bauernschädel ist keine Gießkanne. Er muß eine Beule vertragen können," erledigte Kaden das Thema und ging zum geschäftlichen Teile über, indem er sich fragend an seine Schwägerin wendete. „Was wird nun mit dem vakanten Posten, Carla?"

„Ja, was wird damit? Vielleicht ist Herr Sohr so freundlich, ihn zu übernehmen?"

„Danke, gnädige Frau. Davon bitte ich abzusehen. Ich möchte nicht den Anschein erwecken, als hätte ich heute für mich gehandelt."

„Sind Sie doch kein Frosch, Sohr," mischte sich Kaden ein. „Einer muß doch da draußen kommandieren. Das gibt ja sonst einen Heidenspektakel. Jeden Tag Vogelschießen!"

„Ich bin anderer Ansicht, Herr Kaden. Kommandieren wird nicht nötig sein, Anstellen genügt auch. Ich glaube, die Leute in der Hand zu haben auch ohne den ominösen Titel. Was getan werden muß, wird getan werden."

„Bis Oktober geht es vielleicht auch so, und dann werden wir ja sehen, wie der Hase läuft. Übrigens, Herrschaften," sagte er im Aufstehen, „ich muß heim. Kommen Sie ein Stück mit, Sohr, ich hätte noch etwas für Sie."

„Ich stehe zur Verfügung."

„Sehen wir uns morgen, Carla?"

„Um drei Uhr bin ich bei euch. Gruß an Aemely und Dank für Besuch. — Auch Ihnen, Herr Sohr, nochmals Dank für alles."

Der verneigte sich und sagte: „Gnädige Frau wollen meiner Treue versichert sein."

Als die beiden Männer gegangen waren, nahm Frau Carla Kaden ihren Jungen in die Arme und kuschelte ihn

an ihre Brust. „Du hast wirklich einen feinen Freund," sagte sie, und Claus gab ihr einen Kuß.

7.

Es gab in Finkenschlag und Umgegend keine Kneipe, in der sich Alois Voigt nicht schon mit seinem Schicksal zu versöhnen gesucht hätte. Von den beiden Menschheitströstern Alkohol und Liebe imponierte ihm nur der erstere. Der letztere verpflichtete und für Verpflichtungen war er nicht mehr. Fräulein Aklahoma hatte das zu ihrem Leidwesen auch erfahren müssen.

Bei Nacht und Nebel war Voigts weltliche Habe von Finkenschlag fort und zu Frau Reichenbach gebracht worden, bei der er sich eingemietet hatte. Dort hatte er seit acht Tagen schon herumgetobt wie ein Kinderkreisel. Daß er nicht explodiert war, war ein Wunder. Die alles ausgleichende Zeit aber ließ die Wogen der Erregung langsam verebben. Und jetzt begann er ebenso langsam, aber fortschreitend gefährlich zu werden. Er suchte nach Vergeltung und schnob Rache.

Es lief um in Finkenschlag und Großsteinau, daß Frau Kaden verpachten wolle und Sohr als Pächter in Frage käme. Der Kadensche Kutscher in Großsteinau hatte die Sache publik gemacht. Das alte Klatschmaul konnte den Schnabel nicht halten. Solche Weiber gibt es unter den Männern.

Voigt war für einen Augenblick übel gewesen, als man es ihm im „Weißen Roß" schonend, aber nicht ungern beigebracht hatte. Und da war etwas Nieerwartetes und Fürmöglich-gehaltenes eingetreten: Er hatte sich nicht betrunken, im Gegenteil — er war aufgestanden und gegangen, um sich in Mutter Reichenbachs ermieteter guten Stube auf das rote Plüschsofa zu werfen und Löcher in die Zimmerdecke zu bohren.

Himmel-Heiland! Deshalb also war er von diesem Sohr abgesägt worden, deshalb der Schlag ins Gesicht, deshalb die Drohung mit dem Staatsanwalt und deshalb dieser Hinauswurf mit Pauken und Trompeten. Daß er gemaust hatte, daran hatte er noch nicht eine Minute gedacht. Den größten Stromern geschieht immer das bitterste Unrecht — nach ihrer Meinung.

Heimzahlen! Daran dachte er unablässig. Und keinen auslassen dabei! — Er mußte etwas finden, das saß, tief saß, nicht nur im Fleische! Herz und Hirn mußte es treffen. Es mußte die Finkenschlager restlos erledigen, auch in den Augen der anderen. Wie ein brennendes Haus mußte es über ihnen zusammenstürzen.

Wie ein brennendes Haus —!

Mit einem Satze war Voigt auf den Beinen.

Wie ein brennendes Haus! Wie Flammen verzehrend! Lichterloh brennend! Nur Trümmer hinterlassend! In Asche wandelnd, was war!

Wie ein brennendes Haus! — Und dieser Gedanke blieb stehen. Unwandelbar, unverrückbar. Er war der Punkt, um den die Stunden und Tage im Kreise liefen. Und er tat Wunder. Hinfort lehnte Alois Voigt den Alkohol ab und ward ein solider und häuslicher Mann.

Er hatte seine Aufgabe gefunden und diese Aufgabe lohnte tage- und nächtelanges Grübeln.

Lügen kann jeder, aber konsequent lügen nicht, jemand verdächtigen ist nicht schwer, es aber glaubhaft tun, ist eine Kunst. Voigt wollte sein Meisterstück machen in beiden. Und das ist im Handumdrehen nicht getan.

Während Voigt an Vernichtung dachte, dachte Sohr an Aufbau.

Es war kein geringes Vertrauen, das Frau Carla Kaden und ihr Schwager dem mittellosen Manne dadurch entgegenbrachten, daß sie ihm die Pachtung antrugen. Mit einem bloßen „Ja-sagen" war es da nicht getan. Verpflichtungen wollen gehalten sein. Und gehalten werden können Verpflichtungen nur, wenn die Voraussetzungen dazu erfüllt sind. In seinem Falle waren sie es nicht. Er übernahm — wenn er es tat — mit dem gleichen Fehler, mit dem Frau Kaden gewirtschaftet hatte. Ihr hatte der Mann gefehlt, ihm fehlte die Frau. Ein Gutsbetrieb aber ohne Frau ist ein Krankenhaus ohne Schwestern.

Und so war Sohr in einiger Verlegenheit.

Es gibt eben kein Ding auf Erden, das nicht seine zwei Seiten hätte und keinen Zustand ohne Für und Wider. Auch die Einsamkeit macht keine Ausnahme.

Am ersten Oktober sollte Sohr übernehmen. Bis dahin mußte wenigstens ein Anschluß gefunden sein. Immer wenn ihm Kaden über den Weg lief — und das geschah jetzt fast täglich — spielte dieser auf die Frau an.

„Ich bin doch kein Adam", sagte Sohr einmal ärgerlich, „nicht eine Rippe ist zu viel bei mir". Aber Kaden wußte, daß Beharrlichkeit zum Ziele führt und ließ das Thema nicht abgetan sein.

Wenn er doch diesen Stoffel, diesen Sohr, mit der Nase auf seine Schwägerin hätte tipsen können, er hätte es gewiß getan, aber leider gab es eben Dinge, die man nicht tun durfte und nicht tun konnte.

„Sie müssen unter Menschen, mein Lieber, unter Ihrem Nußbaum oder bei Ihrem Gaul finden Sie keine Frau. Suchen, mein Lieber, umtun! Aus lauter Gefälligkeit wird Ihnen keine um den Hals fallen. Die Frauen, die etwas wert sind, wollen umworben sein. Ich weiß gar nicht, warum Sie so — so latent sind? Auf Brautschau fahren ist doch eine sehr angenehme Beschäftigung. — Was glauben Sie wohl, wo ich alles 'rumgegondelt bin, bis mich mein Kähnchen ans Land brachte und ich mein Amelynchen drinn' hatte in meiner wackeligen Schaukel?"

„Zwischen Herrn Rittergutsbesitzer Kaden und dem künftigen Pächter Sohr ist doch immerhin ein Unterschied."

„Aber zwischen dem Menschen Kaden und dem Menschen Sohr ist keiner. Sie sind ein ansehnlicher Mann, Sie sind ein intelligenter Mann, Sie haben Kinderstube und können was, also haben Sie etwas zu bieten und brauchen gar nicht bescheiden zu sein."

„Einmal werd' ich ja wohl in den Apfel beißen müssen, das weiß ich. Ich möcht' mir nur noch etwas Zeit lassen. Es ist noch kein Jahr her, daß ich meine Frau verlor."

„Sie sollen auch nichts übereilen. Die erste beste soll es nicht sein, die Ihre Frau wird. Nur die Augen sollen Sie offen halten, sich auch ab und zu mal umdrehen, weil die Frauen, die einen gern haben, hinter einem hersehen. Begegnen sie einem von vorn, dann merkt man gar nichts, denn sie säuseln — lieblich wie ein Maikäferchen — an einem vorbei."

Das war in vielen Varianten die immer gleiche Mahnung Kadens nun schon seit vierzehn Tagen.

Sie hatte Berechtigung, das sah Sohr wohl ein, aber er fand nicht den Mut zum Handeln. Noch war er ja nichts, wirtschaftlich wenigstens, und deshalb war es nach seiner Meinung Unfug, an Liebe und Ehe zu denken. Über die Jahre, in denen man mit fliegenden Segeln — holderiodeh — ins Glück fährt, immer nur ins Glück, ins rosenrote Glück, war er hinaus. Er wußte was eine Ehe war und was sie zu bedeuten hatte. Ein Jahr hat dreihundertundfünfundsechzig Tage und ein Leben viele solcher Jahre. Wenn er schon eine Ehe einging, dann eine aller menschlichen Voraussicht nach richtige. Das bedingte zur Grundlage: Achtung, Zuneigung und eine gesicherte Existenz. Hatte sein Dichterfreund Rideamus von seiner ersten Ehe schon nicht sagen können: „Und dieses Tauziehen Tag und Nacht, nennt man der Ehe Zaubermacht", sollte er es von seiner zweiten Ehe auch nicht. Bei ihm wurde nicht Tau gezogen, für ihn war die Ehe kein Turnverein.

Immerhin: eine Hilfe im Hause mußte er sich sichern. Frau Kaden legte am ersten Oktober das Zepter nieder und Fräulein Kersts Jahr war am dreißigsten September zu Ende. Zeit war nicht mehr zu verlieren.

Da war Hannjörg Hinzelmann wieder derjenige, der einen Fingerzeig gab.

„Die Mamsell ist ein tüchtiges Weibsbild", sagte er gelegentlich einer Unterredung, „halt sie fest, Sohr. Wenn du nicht für immer willst, dann doch bis du eine Frau hast."

„Glaubst du, daß sie noch ein Vierteljahr zugibt?"

Da lächelte der alte Schlauberger und blinzelte Sohr aus seinen kleinen Schweinsäugelchen zutraulich an.

„Was gibt es da zu lachen, Hannjörg? Da ist gar nichts Lächerliches dabei."

„Doch, doch, Sohr, es ist schon zum Lachen, wenn einer ein offenes Scheunentor nicht sieht. Kannst allerhand: weißt Bescheid in der Viehzucht, stellst in der Landwirtschaft deinen Mann, kannst kranke Viecher kurieren und Maschinen reparieren, kannst sogar handeln, besser wie der gerissenste Jud' in Berlin und fünfzig Kilometer d'rum rum, aber das Weibsvolk, das kennst du nicht."

„Meinst du?"

„Gar keine Ahnung hast du. Wenn ich du wäre — Junge, Junge, Junge!"

Für den Abend bat denn auch Sohr Fräulein Kerst in den Garten.

Er saß schon seit einer halben Stunde dort auf seinem Bänkchen und sah der Sonne nach, die wie ein glühender Feuerball im Jenseits versank. Im Nußbaum plapperte ein Star und eine Amsel sang im Holderbusch. Was der Starmatz erzählte und die Amsel sang, hörte sich gut an. Wenn man doch hätte verstehen können, was ihre kleinen Herzen bewegte. Vielleicht hatten die beiden auch das Bedürfnis, sich auszusprechen und redeten nun mit sich selbst, weil keine teilnehmende Seele sie anhören und keine ihnen antworten wollte. Vielleicht auch renommierte der Schwarzkittel da oben mit seinen Taten, die er heute vollbracht oder aber gab seiner Gattin, die im weichen Neste ihre Jungen betreute, Verhaltungsmaßregeln für den kommenden Tag, und der Gelbgeschnäbelte im Holderbusch sang eine Romanze oder war es gar ein Spottlied auf sein Vogeldasein? Wer mochte das wissen! Ganz gewiß war es kein Abendgebet, das

er sang, denn der schwarze Halunke sah nicht wie Frömmigkeit und Lobpreisung aus. Der pfiff auf die Welt und den Himmel, war überhaupt ein Kerl, der nicht wußte, was sich schickte. Begegnete man ihm bei Tage, dann flog er ganz bestimmt mit einem kreischenden Ah auf den nächsten Ast, drehte einem das Hinterteil zu, hob den Schwanz und dachte — irgend etwas.

Solcher Art Vögel gab es, wie es ja auch solcher Art Menschen geben soll.

Sohr war eben daran, das Warten aufzugeben, da leuchtete eine weiße Bluse durch das grüne Blattwerk.

Endlich — leichtfüßig, unbefangen und freundlich, wie immer, kam Fräulein Kerst auf ihn zu. Sie streckte ihm schon von weitem die Hand hin.

„Das ist nett von Ihnen," sagte sie, „daß Sie mich zu einem Plauderstündchen laden. Jetzt finde ich doch endlich auch Gelegenheit, Ihnen gratulieren zu können. Ich freue mich wirklich, Sie wissen gar nicht wie, daß Sie nun auf den Platz kommen, auf den Sie gehören."

„Es ist noch nicht so weit, Fräulein Kerst. Ich habe doch einige Bedenken."

„Aber ich bitte Sie! Da gibt es doch nichts zu bedenken. Finkenschlag ist ein schöner Besitz, der seinen Mann nährt. Da greift man doch mit beiden Händen zu."

„Wenn — Fräulein Kerst — immer wenn! Das muß ja bei allem Guten dabei sein und ist auch immer dabei. Nur das Unangenehme hat kein Wenn und kein Aber."

„Und das Wenn wäre?"

„Was halten Sie von einem frauenlosen Gutshaushalt, Fräulein Kerst?"

„Ah", sagte sie und schwieg verlegen. Dann sah sie in das grüne Blättergewirr, das sich zu ihren Häupten wölbte und fuhr unbefangen fort: „Daran habe ich nicht gedacht, daß Sie um eine Frau verlegen sein könnten. — Ohne Frau wird es auf die Dauer wohl nicht gehen. Da würde Ihnen zu viel aus dem Hause getragen werden."

„Richtig! Und das ließ mich eben noch zu keinem Entschluß kommen."

„Dann heiraten Sie doch, Herr Sohr."

„Wen denn?"

„Da fragen Sie mich zu viel. Es gibt aber Mädchen genug, die gern Frauen werden möchten. Eine werden Sie schon finden."

„Ich zweifle nicht! Nur Hals über Kopf geht das nicht. Heute vermag ich einer Frau noch nichts zu bieten. Ich bin noch abhängig."

„Aber am ersten Oktober ist das anders."

„Voraussichtlich! Ich kann aber auch am ersten Oktober nicht gleich die Gegend nach einer Frau abkloppen. Auch wenn ich eine fände, pflegt zwischen Sehen und Siegen und zwischen Verlobung und Trauung eine gewisse Zeit zu liegen."

„Das ist wohl wahr."

„Und was bis dahin? — Am dreißigsten September geht ein gewisses Fräulein Kerst und ein gewisser Sohr darf zusehen, wie er sich behilft."

(Fortsetzung folgt.)

Schicksal auf Robben-Riff.

Skizze von Richard Euringer.

Scott blieb in den Klippen hängen. Tom schleppte sich weiter, winkte und schrie; es war ein atemloses Keuchen, dieser Schrei! — Wurde er nicht gehört? Wurde er nicht gesehen? Sie rührten sich nicht, die beiden auf der Bank. Sie starrten in seiner Richtung, zwei Männer, halb Lotse, halb Eskimo, reglos wie Wachsfiguren, die ein Witzbold zu Füßen des Leuchtturms ausgesetzt.

Sie sind tot, gestorben, graute dem Bootsmann, umgekommen auf der Insel, verhungert, vergessen. Da hocken sie nebeneinander und starren mich an! Mumien mit offenen Augen! Wie schrecklich! Sie verdrehen die Köpfe! Sie sind nicht tot! (Bin ich denn betrunken, oder nur so ausgepumpt, daß mir gespenstet!)

Er machte schlapp. Er sah sich gerettet. Er sah zwei Gesichter, Menschengesichter, Indianer-, Bauern-, Fischer-, Eskimo-Gesichter; die blickten sich an. Seltsam unlebendig und maschinenhaft, aber nicht tot.

Da machte er schlapp.

Sie werden mich bergen, war sein letzter Trost.

— — — — — — — —

Vor vierzig Jahren, als es galt, dem Drehfeuer auf Robben-Riff einen Leuchtturmwächter zu bestellen, fiel die Wahl unter vier Bewerbern auf den Schwiegersohn des Lotsen, Christoph, dem die Walfischfängerei verleidet war, seit er die Frau genommen hatte.

Seine Puppe in den Arm zu nehmen, dünkte ihn erbaulicher als Tran zu sieden, und es paßte ihm schon gar nicht mehr, zwischen Pack- und Treibeis eingesargt, jahrelang herum zu irren, während ihm sein Strohsack kalt und seine Liebste mißlaunig wurde!

Da kam ihm der Leuchtturm eben recht. Ein Bett und ein Stuhl, ein Tisch, eine Bank, ein Feuerlein in der Brandung. Sie fürchteten die Insel nicht, die Nebel nicht, die Stürme nicht; sie lachten sich ins Fäustchen ob ihrer Einsamkeit.

Ticktack mit dem Uhrwerk wanderte das Drehfeuer von Dämmerung zu Dämmerung. Dunkelheit kannten sie nicht glühend düsterte das Abendrot ihrer Nächte um den Turm, als fingen die Wolken Feuer, als breche der Himmel vulkanisch auf. So ritt der Turm durch den Nebel.

Manchmal glitzerte das Meer. Felsengrell sonnte sich die Klippe in prallem Blendblau. Dann war Tag.

Im Flattern der Wäsche war Tag, im funkelnden Kreischen der Vögel. Zwielicht blieb der Rest. Rosiger Widerschein von Wand zu Wand, wehendes Schattenspiel riesenhafter Spiegelbilder vor den Fenstern, und die dröhnende Unruhe der brüllenden See. Es machte müde, den Mund aufzutun wider dies betäubende Gesumm. Leise wiegte der Turm im Wind unter sanften Stößen. Schnee hieb gegen die Scheiben. Huuui heulten die Drähte. Ticktack mit dem Uhrwerk wanderte das Licht. Die Brandung schoß Salut.

Manchmal, wenn Christoph schlief — sie lösten sich ab —, duselte die Frau ein wenig, schreckte auf, machte sich zu schaffen, gähnte und schlief wieder ein.

Leise wiegte sich der Turm im Wind. Und die Stube war eng. Kinder gab es nicht zu striegeln. Schiffe zogen nicht vorbei. Traumlos schlief der Mann seinen Siebenstundenschlaf. Dann soll der Kaffee kochen. Dann soll er nicht krakeelen, wenn sie schon schläft. Laß sie mal nicken! Sie ist dran.

Christoph und sein Weib gewöhnten sich das Stundenzählen ab. Wer nicht wachte, schlief. Wer nicht schlief, der duselte. Und sie lösten sich ab.

Sonntags und an Sonnentagen nahmen sie sich bei der Hand und umwanderten die Insel. Schritt für Schritt und Blick für Blick. Und nach jedem blieben sie ein Viertelstündchen stehen und guckten sich um. Ganz als machten sie die Runde um den Turm.

Sommers saßen sie zuweilen auf der Bank und lugten aus. Christoph rauchte, Mary schwieg. Gab es doch nichts zu erzählen. Sie waren zusammen Kinder gewesen, Fischerkinder, Lotsenkinder; hatten Ebbe, Flut und Fang, Kirchgang und Tanz gemeinsam erlebt, und der Rest an Abenteuern war längst ausgetauscht. Es gab weder Nachbarntratsch noch Politik, weder Lüge noch Neuigkeit. Sie verständigten sich gut durch das bißchen „Da" und „Dort", eine halbe Handbewegung und ein stummes Nicken. Ein Finger zuckte; das hieß genug. Das Kinn schrieb eine Rune in die Luft. Christoph schnupperte den Frost. Mary senkte die Lider: ja.

Das paßte so ganz anders in die dröhnende Verwunschenheit ihres einsilbigen Halbschlafs als das mühevolle, nichtssagende Wort.

Sie berührten sich mit ihren Blicken; sie verlernten es, sich voll ins Gesicht zu sehen, als sei die Begegnung schamlos. In der Enge ihres Beieinander spürten sie sich körperlich. Wen der Druck beängstigte, der entzog sich durch den Schlaf. Oder sie kämpften sich ab wie die Brandung, die sich aufbäumt, ehe sie sich zerschlägt.

Leise wiegte sie der Turm. Sie schwiegen nur noch tiefer.

Wie sie sich den Dienst abnahmen, teilten sie sich in das bißchen Haushalt, Zeug und Kleider. Christoph rückte den Topf auf den Herd-Ring, Mary stiefelte im Oelzeug um die Feuerkammer. Beim Aufwinden der Erdölfässer half sie mit; er melkte die Ziege, er flickte das Netz.

Langsam wuchs ihr puppiges Figürchen in den groben Kittel. Mit den Jahren setzte ihr törichtes Gesichtchen Jahresringe an; eine derbe Breite.

Sie glichen sich an. Sie lasen einander die Miene ab, jede Muskelregung. Die Art zu kauen, die Unterlippe vorzuschieben und das Kinn zu stützen. Die Art zu lauschen, zu äugen, mit der Hand die Augen zu beschatten.

Seit sie Seemannsstiefel trug wie er, nahm sie auch die Weise an mit dem Knie zu gehen, diesen plumpen, selbst-

bewußten kurzen Wächterschritt. Vorerst drollig hilflos. Mit der Zeit als ernsthafte Gewöhnung.

Als sie priemen und spucken lernte, wurde sie alt; breit und schwer und hölzern wie ein Mann. Das Gesicht verwitterte zu Leder, und die Zähne wackelten.

Machte das Kontrollschiff, das sie mit Petroleum und Proviant eindeckte, — zwei, dreimal im Jahre —, fest, so verschanzten sich die beiden wunderlich, hielten sich aneinander fest, ließen sich nicht ausfragen, blieben harthörig und feindlich, mißtrauisch, verschlossen, stumm.

Immer deutlicher erwies ihr Wächterturm sich als Abwehr unberufener Störung. „Meidet!“ funkelte der Leuchtstrahl. „Meidet! Meidet Robben-Riff!“

Sie blieben einander. Sie lösten sich ab. Eines döste, das andere schlief. Oder sie dämmerten beide.

Ticktack mit dem Uhrwerk wanderte der Lampenkranz. Sie taten den Mund nicht mehr auf. Ihre Gesten schrumpften in der Enge unter dem Druck der wüsten Weite zusammen. Sie rückten aufeinander und hielten still. Sie duckten sich vor der Brandung; sie ließen der Stille das große Wort. Und die Stille brüllte.

Seit sie es vermieden, Auge in Auge zu schauen, tappten sie nebeneinander her. Schwerfällig und schweigsam. Sparsam mit Regung im klammen Raum.

Einmal glitzerte das Meer. Felsengrell sonnte sich die Klippe in prallem Blendblau. Da hockten sie unten auf der Bank. Nebeneinander. Stumm und alt. Zwei Männer, Brüder vielleicht, halb Lotse, halb Eskimo, reglos wie Wachsfiguren, die ein Witzbold zu Füßen des Leuchtturms ausgesetzt ...

In den Klippen hing, gescheitert, ein Erschöpfter. Einer schleppte sich näher, winkte und schrie. Oder schrie er nicht? Sie rührten sich nicht, die beiden auf der Bank. Sie starrten ihn an. Sie drehten sich die Köpfe zu, seltsam zögernd und maschinenhaft ... Und wandten sich ab, tappten ihren Turm hoch, riegelten sich ein und lauschten ...

Er schrie nicht mehr. Der Feindling.

Er ließ der Stille das große Wort. Und die Stille brüllte.

Neue Forschungen über den Ursprung der Gralsburg.

Den eigentlichen Ursprung der geheimnisvollen Gralsburg, die Wolfram von Eschenbachs Dichterphantasie erschuf, auch in Realität zu finden, ist seit langem das Bestreben der Literaturforscher. Bisher hat man allgemein den Namen Monsalvat des „Parzival“ als Mons salvationis, d. i. Berg des Heils, gedeutet. Neuerliche Forschungen über diese Hypothese haben jedoch ganz neuartige Resultate gezeitigt, die im Kontrast zu vielen bestehenden Annalen stehen.

Einer der besten Kenner des Mittelalters, Dr. Schreiber, hat fürzlich ein Buch herausgegeben, in dem er seine Feststellungen bekanntgibt. Der Name der Gralsburg ist niemals vorher von einem mittelalterlichen Dichter gebracht worden, auch nicht bei Chrétien de Troyes, Eschenbachs Vorbild. Aus dieser Tatsache ist leicht zu schließen, daß Ritter Wolfram diesen Namen formte, indem er einen deutschen Burgnamen französisierte. So ergibt sich aus dem deutschen Wildenberg das französische Mont sauvage, also Montsalvat.

Nicht in den Pyrenäen, wie bisher die Forscher glaubten, sondern auf heimatlichem Gebiet ist die Stätte zu suchen, die Eschenbach zu seiner großen Dichtung inspirierte. Unter den vielen Burgen, die den Namen Wildenberg tragen, gibt es nur eine, die nach der Beschreibung des „Parzival“ in Betracht kommt. Sie liegt inmitten des bayerischen Odenwaldes, nahe von Amorbach. Die Ruinen dieser ehemaligen Ritterfeste bilden noch jetzt das Entzücken des Kunsthistorikers und in diesem Pallas findet man auch Anzeichen für das Vorhandensein außergewöhnlich großer Feuerstätten. Nach Dr. Schreibers Entdeckungen ist es ziemlich sicher festgestellt, daß Wolfram von Eschenbach hier um 1200 als Schützling des kunstliebenden Grafen von Durne lebte. Und wahrscheinlich war es dieser Graf, den nachweislich eine enge Interessengemeinschaft mit dem Süden verband, der den Dichter zu einer neuen Bearbeitung, zu einer umformenden Gestaltung der Parzivalsage anregte.



Bunte Chronik



* **Wieviel Menschen sterben jährlich durch Blitzschlag?** In letzter Zeit häufen sich infolge der starken Wärme die Gewitter, und von Zeit zu Zeit liest und hört man von Personen, die vom Blitz erschlagen worden sind. Kein Wunder also, daß viele Menschen die Befürchtung hegen, es könne sie einmal ein gleiches Schicksal ereilen, allerlei Vorsichtsmaßregeln treffen und bei Gewittern oft sehr ängstlich und aufgeregt sind. Dies letztere ist übrigens auch eine Angelegenheit der Nerven und hat mit persönlichem Mut nichts zu tun. Man soll deshalb Leute, die Angst beim Toben eines Gewitters zeigen, nicht hänseln und verspotten oder sie mit Gewalt von ihrer Gewitterfurcht kurieren wollen. Übrigens haben namentlich in den letzten zwanzig Jahren infolge der ständigen Verbesserung unserer Blitzschutzvorrichtungen die Todesfälle oder Verletzungen durch Blitzschlag ganz erheblich abgenommen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts hatte man z. B. in ganz Deutschland noch über 10 000 Todesfälle durch Blitzschlag zu verzeichnen, was also jährlich hundert Personen ausmacht; allerdings ist diese Zahl im Verhältnis zu der Größe des statistisch durchforschten Gebietes und im Vergleich zu den Sterbefällen durch andere Todesarten immer noch sehr gering. Das schlimmste Gewitterjahr war 1892, wo allein 187 Personen vom Blitz erschlagen wurden. Von 1854—1900 wurden 3919 Männer und 1462 Frauen Opfer des Blitzschlages; die größere Zahl der männlichen Getöteten erklärt sich dadurch, daß allgemein mehr Männer als Frauen auf dem freien Felde arbeiten, und sich mehr den Unbilden der Witterung aussetzen, als diese. Im Freien ereignen sich nämlich die meisten Unglücksfälle dieser Art, und zwar fast immer dadurch, daß die von einem Gewitter überraschten Personen unter einzelstehenden hohen Bäumen oder in freistehenden Schuppen oder Hütten Schutz suchen. Da der Blitz immer von den höchsten Erhebungen angezogen wird, so ist dies Verfahren das törichteste und gefährlichste, das man anwenden kann. Wird man auf freiem Felde vom Gewitter überrascht, so ist es das Richtigste, sich flach auf den Boden zu werfen; obgleich man dabei natürlich durchnäßt wird, ist man wenigstens vor Blitzschlägen sicher. Im ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts, also von 1900 bis 1925 sind übrigens insgesamt nur 267 Personen vom Blitz getroffen worden, was also etwas mehr als 10 Personen jährlich ausmacht. Ein vorzüglicher Blitzschutz sind übrigens die neuerdings fast in jedem Hause befindlichen Antennen, die man natürlich bei Gewittergefahr nicht zu erden vergessen darf. Alles in allem kann man wohl sagen, daß die Gefahr, vom Blitz erschlagen zu werden, heutigentages sehr gering ist, und daß man keineswegs, wie jener von Gewitterfurcht geplagte Fürst in Reuters unsterblichen „Dörchläuchting“ sich in ein Glashaus zu flüchten braucht, um der Gefahr zu entgehen.

*

* **Der Durchschnitt einer Großstadtstraße** ist auf der diesjährigen Dresdener Jahresschau „Die Technische Stadt“ zu sehen. Das Publikum ahnt nicht, was alles unter dem Pflaster einer solchen Großstadtstraße liegt; es denkt vielleicht an einen Kanal, ein paar Rohre und wenn's hoch kommt an eine Untergrundbahn, macht sich aber keine Vorstellung von den vielartigen Kanal- und Leitungsanlagen, über die es dahinschreitet. In dem naturgroßen Durchschnitt einer Dresdener Straße sehen wir außer der Schleuse für Abwässer Wasserleitungsrohre für Hausanschlüsse, Wechselstromleitungen von 2000 Volt, Drehstromleitungen, Fernsprech- und Gasleitungen. Dann sieht man Regenwasser- und Straßenbahnentwässerungs-Kanäle. Imposant ist der geräumige Fernheizkanal. Ein Kabel geht unterirdisch zum Städtischen Betriebsamt, ein Kabel meldet Feuer, und ein Kabel führt zur Polizei. Und über all dem Fließenden, Gasströmenden, Dampfenden, elektrisch Funkenden schreitet ahnungslos das Publikum, sausen die Autos, klingeln die Straßenbahnen, schwirren alle möglichen Stimmen am Tag, zucken alle möglichen Lichter zur Nacht!



* **Das Sprichwort.** „Kann mir jemand Sprichwörter nennen, welche im praktischen Leben fußen? Fritzchen, weißt du vielleicht eins?“ — „Jawohl, Herr Lehrer: Wer hat denn den Käse zum Bahnhof gerollt?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.